

»Ich hatte ein reiches Leben«

Dorothea Buck, die große alte Dame der Psychiatrie-Erfahrenen-Bewegung, zieht Bilanz

An einem Septembersonntag 2004 besuchten Brigitte Siebrasse und Michaela Hoffmann von der SP-Redaktion Dorothea Buck, die Ehrenvorsitzende des Bundesverbandes Psychiatrie-Erfahrener, in ihrem Häuschen in Hamburg.



B. Siebrasse ...



... und M. Hoffmann bei Dorothea Buck

»Mut – ja – wenn man den hätte, dann könnte man vielleicht leben, trotz allem.«
Hedda Gabler im gleichnamigen Stück von Henrik Ibsen

Das kleine Gartenhaus in einem Hamburger Vorort hat unzweifelhaft etwas von einem Hexenhäuschen. Es ist umrankt von blühenden Blumen und Vogelkästchen, ein großer wilder Rosengarten ergießt sich vor dem kleinen Wohnzimmerfenster. Innen stapeln sich Bücher in Wandregalen und auf Tischen; Plastiken und Tonfiguren stehen auf den Fensterbänken, Bilder und (irgendwie verrückte) Kunstgegenstände und Masken füllen die kleine Wohnküche. Dazwischen die Arbeitsecke, der Schreibtisch mit einer alten Schreibmaschine, einem Faxmonstrum (BPE-Geschenk!), Berge von Papier.

Seit 1959 bewohnt Dorothea Buck ihr Gartenhäuschen. Erst war es ohne Wasser, das musste sie im Vorderhaus holen.

Mittlerweile hat es sanitäre Anlagen, ein solides Dach, Böden vom Fachmann, eine neue Heizung. In der Wohnzimmerecke gibt es ein Fernsehgerät, vis-a-vis vom gemütlichen Sofa und den Sesseln. Die ganze Einrichtung, die warme Atmosphäre zeugt von der Künstlerin, der Schriftstellerin und Bildhauerin, die hier seit 45 Jahren lebt und arbeitet.

Die Mutmacherin

Dorothea begrüßt uns im Gehwägelchen, freudig und beeindruckend agil für ihre 87 Jahre. Sie hat mit feinstem Porzellan für ih-

re Gäste gedeckt und offeriert uns mehrere Teesorten sowie leckere Plätzchen. Durchs Fenster blicken wir auf eine wilde bunte Rosenpracht und mehrere Vogelhäuschen, deren Gäste sie ebenso gastfreundlich-großzügig bedenkt wie uns.

Wir sind gekommen, um Dorothea zu besuchen, um ein Interview mit ihr zu führen, auch anlässlich ihres bevorstehenden 88. Geburtstages im Frühjahr dieses Jahres, aber vor allem, weil wir neugierig sind auf die Erfahrungen dieses langen, bewegten und bewegenden Lebens.

Dorothea erzählt, lebhaft und präsent, beeindruckende drei Stunden. Hinterher, im Zug, als wir versuchen, unsere Eindrücke auszutauschen, einigen wir uns spontan auf ein Wort: Mut. Mut in den unterschiedlichsten Ausformungen. Lebensmut, Chuzpe, Demut, Wehrhaftigkeit, Unerschrockenheit, Beherztheit, Unverzagtheit, Traute und Wagemut sowie die Fähigkeit zu trösten und Mut zu machen. Und Letzteres vielleicht an erster Stelle: Dorothea als die große Mutmacherin vor allem für diejenigen von uns, denen dieses verfluchte Leben oft viel zu schwer ist.

Eine einflussreiche Mutmacherin und Mahnerin ist Dorothea in erster Linie und insbesondere für die Mitglieder des Bundesverbandes Psychiatrie-Erfahrener (BPE), den sie 1992 gemeinsam mit einigen Mitstreitern gründete, sowie für die Sozialpsychiatrie und last, not least für »ihre« evangelische Kirche. Was hat diese Frau alles erlebt! Ihr Kampfesmut, wohl zu gleichen Teilen christlich und politisch motiviert, für eine menschenwürdigere Psychiatrie, die

von den Erfahrungen und Bedürfnissen der Patienten ausgeht, scheint sie nie verlassen zu haben. Durch ihre Psychiatisierungen und ihre Zwangssterilisation in den Nazi-Jahren als »minderwertige Geistesranke« musste sie fast alle psychiatriety-pischen Perfidien erleben und überleben. Unter anderem kalte Bäder, heiße Wickel, Insulin- und Elektroschocks, Fixierungen sowie Experimentier-Medikamente, von dem Verbot, als Zwangssterilisierte zu heiraten oder Kindergärtnerin zu werden (was auch noch nach der Nazi-Zeit galt!), ganz zu schweigen.

Erfüllung durch künstlerisches Schaffen

Das Einmalige ist, dass Dorothea immer wieder neue Wege für sich gefunden hat, die ihr Leben sinnvoll gemacht haben, trotz allem, was ihr angetan wurde. Nach der Entlassung aus Bethel, 1937, nach ihrer dortigen Zwangssterilisierung (»Unfruchtbar gemacht wegen geistiger Minderwertigkeit!«) – sie war gerade mal 19 Jahre alt –, fand sie kurzfristig sogar Trost bei dem Gedanken, dass sie die »Freiheit zum Selbstmord« habe.

Warum hat sie sich nie über das Eheverbot hinweggesetzt, um zum Beispiel eine unkonventionelle Liebesbeziehung ohne Tauschein zu führen? Dies schien uns Besucherinnen anfänglich als kampffloses Zugeständnis an eine christlich-bürgerliche Moral sowie als erzwungener Verzicht auf ein individuelles privates Glück (»Ich suchte nicht nach einer Erfüllung in einer Liebes-

beziehung, weil die Ehe nach der Sterilisation für mich nicht mehr in Frage kam, da ich keine Kinder mehr bekommen konnte, obwohl ich mir das immer gewünscht hatte«. Doch Dorothea kontert überzeugend glaubhaft. Ein zufriedenes, glückliches Leben habe sie trotzdem geführt, sie habe die eigenen (künstlerischen) Begabungen entdecken und ausleben können und dadurch Erfüllung gefunden. Damals hätten (Ehe-) Männer stets Kinder gewollt, und sie hätte immer gewusst, diesem »Idealk« von Familie nicht entsprechen zu können. In der Kunst (die sie notgedrungen wählte, weil die bürgerlichen Alternativen ihr verwehrt waren) fand Dorothea optimale Ausdrucks- und Verarbeitungsmöglichkeiten ihres Schmerzes und später einen befriedigenden Lebensinhalt. (Sie erheiterte uns sehr, als sie eine sie höchst ernüchternde Wiederbegegnung mit einer alten Liebe nach vielen Jahren im Theater beschrieb und ihre späte Erleichterung über das damals ausgebliebene Happy End.) Ab den 1970er-Jahren arbeitete sie als Lehrerin in der Ausbildung von Kindergärtnerinnen, was sie – naziverordnet – nur als freie Tätigkeit ausüben durfte. Sie hatte Erfolg als Bildhauerin, und ihre Skulpturen wurden in Hamburg an öffentlichen Plätzen und auf Schulgeländen ausgestellt. Naturgemäß waren ihre Skulpturen biografisch: »Wer bis in den Kern seines Wesens entwertet worden ist, braucht Erfahrungen, die sein Selbstvertrauen wieder herstellen. Dazu war meine plastische Arbeit vielleicht besonders geeignet.«

Politisierung durch »Euthanasie«-morde

1989, 50 Jahre nach Beginn der »Euthanasie«-morde, trug ihr Klaus Dörner an den Eröffnungsvortrag für die Gütersloher Fortbildungswoche zu halten. Danach wurde sie immer häufiger als Referentin angefragt und kann heute mit Stolz sagen, sie habe von 1989 bis 1998 (als sie aufgrund ihrer Gehbehinderung nicht mehr reisen konnte) 160 Veranstaltungen als Rednerin bestritten. Aber auch die Tatsache, dass sie schreiben kann, hatte Dorothea in diesen Jahren zu ihrer Freude und Befriedigung entdeckt. Deshalb gibt es zahlreiche Bücher, für die sie alleine oder als Verfasserin von Vorworten zeichnet und in denen sie wenigstens mit einem Beitrag vertreten ist.

Als Angelpunkt für ihre Politisierung sieht sie selber die »Euthanasie«-morde, die der Öffentlichkeit erst über den Eichmann-Prozess von 1961 bekannt geworden waren. Das habe alles in ihr erschüttert. »Ich hatte keine Ruhe mehr für die Kunst. Es drängte mich immerzu an den Schreibtisch.« Es folgte eine rastlose, jahrelange Beschäftigung mit den Morden.

»Ab 1961 trug ich alle Informationen zusammen, die ich bekommen konnte. Es interessierte sich damals kaum jemand dafür. 1978 nahm ich Kontakt auf zu Ernst Klee, der ab 1981 das Thema zu seiner Sache machte.« Das führte auch dazu, dass Dorothea Buck bis 1968 an einem Theater-Manuskript – »Die Tragödie der »Euthanasie« – arbeitete, das bis heute leider keine Bühne gefunden hat. (Gerücheweise gibt es BPE-intern Bestrebungen, sich mit dem Stoff zu beschäftigen und das Stück zur Aufführung zu bringen!) »Die Tragödie der



»Euthanasie« basiert auf frühen Dokumentationen des nationalsozialistischen Krankenmordes und ist ein Lehrstück über Macht und Ohnmacht, über Moral und Gewissen in der Stimme der Betroffenen. Taten und Täter werden beim Namen genannt, und das unsagbare Leid, das Psychiatrie den psychisch Kranken und vermeintlich psychisch Kranken zugefügt hatte und immer noch zufügt, wird offen gelegt.

Immer noch »krankheitsuneinsichtig« ...

Bis heute bleibt für Dorothea eine gewisse subversive Sicht auf ihre psychotischen Episoden, die sie als die wichtigsten Erfahrungen ihres Lebens bezeichnet und als »große Bereicherung, die ich niemals missen möchte«. Und gut gelaunt fügt sie hinzu: »Ich bin immer noch krankheitsuneinsichtig.« Ihre Erkenntnis: »In der Psychose gibt es ein verändertes Welterleben sonst nicht gespürter Sinnzusammenhänge, das Zentralerleben, und dieses ist der Wahrheit näher als unsere »normale« Welterfah-

rung.« Und sie setzt darauf, dass die Psychoseinhalte entschlüsselbar sind, wenn nötig mittels Psychotherapie, die für sie wichtiger ist als eine rein medizinische Behandlung.

Was rät sie den Betroffenen? »Glaubt nicht an die Ärzte und die Medizin, vertraut den Profis nicht blind, seid vorsichtig mit Medikamenten. Manche brauchen Medikamente, aber viele könnten auch ohne auskommen, wenn eine andere Psychosebegleitung, wie z.B. in der Soteria, möglich wäre.«

Und die Professionellen? Die Professionellen sollen den Patienten zuhören und sich mit den Inhalten von Psychosen auseinander setzen. Die Sozialpsychiatrie muss um mehr Einfluss auf die biologische Psychiatrie kämpfen. Und dass die biologische Psychiatrie neuerdings Schritte unternimmt, über persönliche Kontaktaufnahmen die Erfahrungen der Psychiatrie-Betroffenen kennen zu lernen, sieht sie als positive Anzeichen.

Und was den radikalen Flügel der Psychiatrie-Erfahrenen betrifft, z.B. die Antipsychiatrie, hat Dorothea unverhohlen große Sympathien für sie. Denn wenn es sein muss, ist sie gegen Gott und die Welt, wahrhaftig, wie sie ist. Mit ihrer Offenheit für intelligente Inhalte ist sie jedoch ideologischen Grabenkämpfen abhold, was nicht ausschließt, dass sie sich schon mal ultralinks ansiedeln kann, sehr zum Zähneknirschen mancher (eher gemäßigter) BPEler. Ob die Kampfhähne oder Kampfhennen nun Ruth, Peter, Matthias oder René heißen, Dorothea redet mit allen – wenn die denn wollen. Und da ist sie der sprachlosen Psychiatrie und ihren allzu oft immer

Foto: Michaela Hoffmann

noch sprachunwilligen »Opfern« wunderbar entkommen. Dorothea spricht mit allen und kann mit allen sprechen. »Um gehört zu werden, muss man verstehen und verarbeiten, was man erlebt.«

Foto: Michaela Hoffmann



Aber am wunderbarsten ist, dass Dorothea auch noch mit ihren sensationellen 87 Jahren viel zu sagen und obendrein emotional viel zu geben hat.

Und dass sie, die sie altersbedingt gehandikapt ist durch eine starke Gehbehinderung (ihre Gehbewegungen finden nur unter Schmerzen statt), die das Verlassen des Hauses immer schwieriger und seltener macht, trotzdem ein enorm wacher und vitaler Mensch ist, frei jeder verbitterten Attitüde, viel und gerne lacht und eine unglaubliche Lebensfreude ausstrahlt. Das ist atemberaubend.

»Auf der Spur des Morgensterns«

Wundert es, dass Dorothea Buck keine Angst vor dem Tod hat und das Thema für sie auch kein Tabu ist? »Wenn ich auf meine Rosen blicke, bin ich glücklich. Und ich weiß: Da draußen gibt es einen Geist, der mich liebt und alles umfasst.«

Sie, die Bundesverdienstkreuzträgerin, die Begründerin (zusammen mit Thomas Bock) der Psychoseminare, wird am 5. April dieses Jahres 88 Jahre jung. Bis heute ist sie äußerst kontaktfreudig, hat beispielsweise »ihren eigenen« Bibelkreis mit jüngeren Menschen aus der Nachbarschaft initiiert. Die treffen sich regelmäßig in ihrer Wohnung und »pflegen« philosophische Themen. Ständig klingelt bei Dorothea das Telefon, Ratsuchende wollen mit ihr sprechen, zu nerven scheint sie das kein bisschen.

Lebhaft erzählt sie, dass im Herbst 2005 im Paranus-Verlag eine Neuauflage ihres Buches »Auf der Spur des Morgensterns« erscheint. Ein ausführliches Nachwort hat sie gerade in Arbeit. Sie erzählt darin, »wie es weiterging«.

Unser Zug ist längst weg und wir sitzen immer noch zusammen in der gemütlichen Kaffeerunde. Dorothea zeigt keine Ermüdungserscheinungen. Wir haben viel geredet, gelacht, Fotos gemacht und unzählige Plätzchen geknabbert. Und uns sehr wohl gefühlt. Es ist das Gefühl, etwas Seltenes, Wertvolles erlebt zu haben. Einem Menschen begegnet zu sein, der das Talent hat, mit sich selbst im Einklang zu sein.

Eine Frau wie Dorothea Buck, der so viel genommen wurde vom Leben und die gleichzeitig so viel von ihm bekommen hat, über die lässt sich mit Bestimmtheit sagen, dass sie dem Leben so viel entnommen hat, wie sie konnte, und ihm obendrein mehr entnommen hat, als es enthält.

Liebe Dorothea, dein Vorname, den dir deine Eltern gegeben haben, bedeutet: »Die von Gott Geschenke«. Und wir, die wir nach unserem Besuch bei dir erfahren durften, wie einmalig, wie mutstiftend du bist, können nur bestätigen, ja, du bist ein Geschenk. Danke, liebe Dorothea. Und genieße dieses Leben, solange du magst. ♦

»Nehmt uns nicht den beschützten Rahmen«

Einige Gedanken zum Thema Heim und persönliches Budget

Müssen psychisch erkrankte Menschen befürchten, dass sie durch die Einführung des persönlichen Budgets gezwungen werden, ihr Wohnheim zu verlassen?

VON AGRI MAENNER

Ende Mai 1991 kam ich nach meinem dritten, längeren Klinikaufenthalt wegen paranoider Schizophrenie auf den Georgshof, eine Einrichtung der Köln-Ring GmbH für betreutes Wohnen, einem Heim für psychisch Kranke, denen ein selbstständiges Wohnen in der Welt »draußen« nicht mehr zuzutrauen war. Ich hatte jahrzehntelang als »Single« allein gelebt, war durch beruflichen Druck, den Verlust meiner Familie und zunehmend innere Spannungen zwischen mir, meinen – auch politischen – Sehnsüchten und der Realität schließlich krank geworden. Durch Wahnideen und paranoides Erleben (ich dachte, ich werde bespitzelt, in meiner Wohnung abgehört und dürfe, als vermeintliche Geisel der RAF, sogar erschossen werden) hatte ich schließlich alle Freunde verloren, hatte Angst um mein Leben und versuchte, wenn schon abgehört, wenigstens den lauschenden Wänden meine Welt, meine Ideen zu Abrüstung und zum Weltfrieden – im Großen wie im Detail – zu erklären. Ich hatte Tag und Nacht zu tun, sah eine riesige Verantwortung auf mir lasten und hielt jeden, der an meine Welt nicht glaubte, für einen Verbrecher, der mit allen feindseli-

gen Mächten, gegen die ich doch kämpfte, verbündet war.

»... so kam ich ins Heim«

In der Klinik nun war meine Welt durch Medikamente mehr oder weniger stillgelegt worden. Die ständige Kreativität war verstummt. Ich hatte alle nur erdenklichen Nebenwirkungen und fühlte mich in Körper und Geist als Gefangene. Kontakte, auch zu Mitpatienten, die anfangs noch sehr lebendig und erlösend waren, waren zunehmend verstummt. Ich dachte, ich könne niemandem mehr etwas geben. Der Umgang mit mir lohne sich einfach nicht. So kam ich ins Heim.

Da hatte ich nun, ob ich stumm war oder nicht, plötzlich Menschen um mich herum, die mit mir leben und den Alltag teilen wollten. Selbst Betroffene und krank, ging von ihnen für mich keine Gefahr mehr aus. Sie waren einfach da. Und auch die Betreuer, denen ich zuerst noch skeptisch und eher abwartend gegenüberstand, entpuppten sich, bei aller Inhaltsleere, die ich in mir selbst verspürte, doch als hilfreiche Begleiter, die mich gewähren ließen, um dann da zu sein, wenn ich es brauchte.

So beschützt über die Jahre kam ich deutlich besser zurecht, auch dank der the-